

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© 2016 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-31410-2

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.

NIKLAS RÅDSTRÖM
ENGEL UNTER SCHATTEN

ROMAN / AUS DEM SCHWEDISCHEN VON
WOLFGANG BUTT

S. FISCHER

Die schwedische Originalausgabe erschien 1993
unter dem Titel ›Ängel Bland Skuggor‹
im Gedins Verlag, Stockholm
© Niklas Rådström 1993
Für die deutsche Ausgabe:
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1996
Umschlaggestaltung: Raphie Etgar
Satz: Fotosatz Otto Gutfreund GmbH, Darmstadt
Druck und Einband: Franz Spiegel Buch, Ulm
Printed in Germany 1996
ISBN 3-10-062804-7

*I thought I was in heaven,
but I was stumblin' thru the parking lot
of an invisible 7-eleven
What was I doin' out there?*

ZZ TOP

*O positi sub terra numina mundi,
in quem reccidimus, quicquid mortale creamur;
si licet et falsi positis ambagibus oris
vera loqui sinitis*

OVID

AMORES

WEISSE FLAGGEN

Bevor ich diese Geschichte zu Ende erzählt habe, werde ich tot sein. Der Tod schabt an mir, Tag um Tag, Stunde um Stunde, Minute um Minute. Er saugt mir das Mark aus den Knochen, er panscht mein Blut mit seinem schwarzen Speichel. Langsam bewege ich mich in den großen Schlaf des Winters. Die Zeit zieht sich zurück, alles flieht mich. Und gleichzeitig: an dem Tag, als ich das Ergebnis dieses HIV-Tests bekam, war es, als kehre sich alles um. Alles ging verloren, und alles war wiedergewonnen. Als wandere der Sommer hinab in Frühling und Spätwinter, wieder frisch gefallener Schnee. Daß der Zeigefinger des Todes uns so deutlich zur Klarheit führen kann. Mein schwarzes Blut wurde leuchtend, der Schmerz in meinem Rücken glückliche Müdigkeit eines Flügelpaars, meine matten Beine machten die leichten Siebenmeilenschritte des Traums.

Von meinem Fenster aus kann ich die Kinder unten auf dem Spielplatz sehen. Eine Tagesmutter sitzt auf einer Holzbank und raucht. Neben der Auffahrt zum Supermarkt steht ein Auto, halb in den Graben gefahren. Heute ist es der achte Tag, daß ich es dort sehe. Gestern rief ich die Polizei an und sagte, ich glaubte, es sei gestohlen, daß es dort nicht gut stehe und in der Nacht eine Scheibe eingeschlagen worden sei. Man sagte mir, daß Falschparker Sache des Straßenamts seien und ich dort anrufen könne, wenn ich wollte. Beim Straßenamt gab ein Anrufbeantworter Auskunft, zu welchen Zeiten man anrufen könne. Ich denke, ich lass' das Auto ste-

hen. Es ist nicht mehr mein Problem. Soll es in seinen eigenen Zerfall sinken.

Gestern kam wieder eine Aufforderung zur Untersuchung im Krankenhaus. Sie haben mir gesagt, ich sollte bei der geringsten Andeutung einer Verschlechterung anrufen. Aber wenn der mahlende Schmerz anwächst, nehme ich einfach eine Tablette, und nach ein paar Minuten läßt er nach. Manchmal kann ich es spüren wie in einem Rausch, wenn der Schmerz abebbt, und dann lege ich mich aufs Bett, schließe die Augen und sehe alles, was sich unter den Schatten hinter meinen geschlossenen Augenlidern bewegt. Kleine, flackernde Lichtbündel und pulsierende Formen bewegen sich über das Gesichtsfeld wie ruhiges Feuerwerk über einen dunklen Himmel.

Aber dann vertieft sich das Schwarz, und die Schatten verdichten sich. Dann sehe ich, wie sie sich dort drinnen bewegen, einsam und rastlos, ängstlich und stark. Es sind die Kinder auf dem Spielplatz, die Teenager unten bei der Tankstelle, die Alten, die mit verschreckten Blicken vom Supermarkt nach Hause hasten. Da drinnen zwischen den Schatten sind sie alle, und im Dunkel und in der Einsamkeit bewegen sie sich ein wenig freier. Aber die ganze Zeit haben sie Angst, daß jemand das Licht mit sich bringt zwischen die Schatten, das Dunkel erleuchtet und ihre Einsamkeit bloßlegt. Laßt mich eure Schatten formen, will ich ihnen sagen. Laßt mich eure Schatten sicherer bauen.

Ja, natürlich werde ich sterben. Keiner hat gesagt, daß es zu spät sei, alles, was sie sagen, ist, daß es Hoffnung gibt. Harald sagte, ich würde es wohl noch schaffen, lange genug zu leben, um auch das Alter satt zu bekommen. Aber es ist zu spät, jetzt wie früher. Die Hoffnung ist ein gieriger und zynischer alter Eber, der in unserem Leben und in unserem Tod wühlt. Erst wenn wir es über uns bringen, ihm zu sagen, daß es zu spät ist, verliert er den Appetit. Deshalb sage ich jetzt: es ist zu spät. Der Herbst geht auf den Winter zu, aber wenn der erste Schnee fällt, mit seinem Weiß und seinem

Licht, werde ich im Schatten bleiben. Wenn ich an etwas glauben muß, entscheide ich mich dafür, an das Dunkel zu glauben. An etwas, das das Licht sichtbar machen könnte, würde ich glauben wollen. Doch es ist zu spät. Es war schon immer zu spät.

Schon am ersten Tag, als ich hier einzog, stand Tobias da und starrte mich an. Ich war schwer und verkatert, müde und einsam. Er stand auf dem Treppenabsatz der Etage über mir und starrte die Möbelpacker an, die versuchten, mein Klavier aus dem Aufzug zu bugsieren. Ich weiß nicht mehr, ob ich etwas zu ihm sagte. Er blieb jedenfalls einfach nur stehen, schweigend und mit halboffenem Mund, still wie ein Licht in der Nacht. Sein dunkles Haar hing ihm über die Augen, und manchmal schob er das Kinn vor, formte die Unterlippe wie zur Spitze einer kleinen Schöpfkelle und blies das Haar aus der Stirn.

Als die Möbelpacker schon fertig waren – es dauerte nur ein paar Stunden, und einiges wurde an den Kanten angestoßen, aber sehr wenig zerschlagen –, stand der Junge noch immer auf der Treppe. Die etwas ausgebeulten Jeans und das ein paar Nummern zu große Sweatshirt hingen lose an seinem dünnen Körper und ließen ihn noch kleiner aussehen. Dennoch konnte man sehen, daß er, hinter dem langen Stirnhaar und trotz des kindlich weichen Gesichts, bereits die ersten Teenagerjahre erreicht hatte. Er wirkte zugleich alt wie ein Greis und zerbrechlich wie ein kleines Kind.

Als seine Mutter aus dem Aufzug kam, zog sie ihn mit sich in die Wohnung, wie man ein kleines Kind anfaßt, das zu weit vom Spielplatz fortgelaufen ist, oder einen Alten, der vom Altersheim weggegangen ist und sich verlaufen hat. Sie berührte ihn, wie man jemand berührt, der am falschen Platz gelandet ist, der nicht hierhin gehört.

Wenn ich mir die Frage stelle, wer eigentlich hierhin gehört, und ich meine, nicht nur gerade hier, sondern ich meine, in dieses ganze Dasein von Atemzügen und Wärme, in diese Welt von Licht und Leben, dann denke ich als erstes

an Erik. Ich erinnere mich noch, wie Mutter mit ihm aus dem Krankenhaus nach Hause kam. Ich war mit Vater dagewesen und hatte ihn durch ein Fenster in der Entbindungsstation gesehen, aber da war er nur eins von mehreren kleinen schreienden Bündeln auf der anderen Seite einer großen Glasscheibe. Erst als Mutter nach Hause kam und ihn auf ihr und Vaters großes Bett im Schlafzimmer legte, langsam das Bündel um ihn herum löste, so daß er schließlich nackt und nur mit den Stoffwindeln um seine dünnen Hüften dalag, sah ich ihn eigentlich zum ersten Mal. Er war klein wie nichts, wie eine vergessene Erinnerung, wie eine unnötige Geste, und dennoch erinnere ich mich noch heute daran, wie bewußt mir war, daß er hierher gehörte, hierher zwischen alles Lebendige.

Es war Winter an dem Tag, als Erik aus dem Krankenhaus nach Hause kam. Mutters Schwester war da, und ihre Mutter und Vater. Das Licht, das durch die Fenster hereinfiel und den ganzen Raum füllte, war wie die Schneedecke, die es reflektierte, weiß und kalt. Mutter und Vater und die anderen bewegten sich dort oben in dem weißen Licht, und als sie sprachen, war es wie eine Sprache, die ich nicht verstand. Sie waren in der weißen Welt, die die Welt der Erwachsenen war, und hier unten bei dem dunkelgrünen Bettüberwurf waren nur Erik und ich. Er sah mich mit seinen milden, dunklen Augen an, und als ich meine Hand nach seiner ausstreckte, ergriff er sie und umklammerte hart meine Finger. Sein bleicher, weißer Körper erschien fast leuchtend, schwebend über dem dunklen Überwurf. Er war vollkommen still, sah mich nur an und umklammerte hart meine Hand, als wolle er sich bei mir festhalten. Er war still wie das Dunkel, wie der Fluß in der Nacht, wie das schwache Lächeln der Sterne. Er war klein genug, um sich ganz tief hinter meinen Träumen einzunisten, mein bleicher kleiner Bruder.

In meinem ganzen Leben habe ich nicht im Traum daran gedacht, daß ich in diesem Vorort landen würde. Irgendwann habe ich diese Häuser wohl einmal durch ein Taxifenster gesehen, und vielleicht habe ich damals im Scherz

gesagt, daß dies noch so ein Platz ist, an dem ich Gott sei Dank nicht leben muß. Vielleicht bin ich deshalb hier gelandet, weil ich mich nach meinem Fall in einer Art Vakuum wiederfand, und in dessen sauerstoffarmer Luft war mein Dasein ewig. Ich war zur selben Zeit verloren und gerettet, zerbrochen und wiedergeboren. Natürlich wußte ich, daß die Wohnung aus zweiter Hand eine vorübergehende Lösung war, die nur ein paar Monate Bestand haben sollte, nicht länger. Als man mir mitteilte, daß sie für andere Zwecke gebraucht würde und man eine dauerhaftere Bleibe für mich beschafft hatte, wußte ich weder, was ich antwortete, noch, worum es eigentlich ging. Da gab es mich schon kaum noch, ich war wie jemand, der den Bewegungen seines Schattens zu folgen versucht. Hier landete ich ganz einfach, und langsam schloß sich das Schweigen meines Schattens um mich.

Vielleicht bin ich gerade deshalb froh, daß es Tobias war, dem ich als erstem in diesem Haus begegnete. Seine leuchtenden Augen und die blasse Gesichtsfarbe, die ruhigen Bewegungen der Hände und der Mund, mal geöffnet, mal geschlossen, der nie ein einziges Wort umschließen sollte – er war der einzige, dem zu begegnen ich ertrug. Ich sehnte mich nur danach, daß die Möbelpacker fertig würden und mich verließen, damit ich die Tragetasche vom System mit den Bierdosen heraussuchen, den Fernseher anschließen und in mein eigenes, privates Dunkel versinken konnte. Tobias, wie er da auf der Treppe stand und zu uns heruntersah, faßte ich nicht als Rettung auf, sondern als ein Versprechen. Auf jeden Fall kann ich es jetzt so sehen, aber vielleicht spielt mir die Erinnerung einen Streich.

Was ist unsere Gesellschaft eigentlich? Wozu ist sie geworden? Sprechen nicht die Soziologen von Gemeinschaft und Gesellschaft, Gemeinschaft und Markt? Wir sehnen uns danach, in einer Gemeinschaft gesehen zu werden, wir sehnen uns danach, einen Wert auf einem Markt zu bekommen, aber unsere Gesellschaft ist keins von beiden.

Unsere Gesellschaft ist eine dicke Illustrierte, die jemand in den Rinnstein geworfen hat. Der Wind blättert die Seiten vor und zurück, ein Gesicht wird gegen das nächste ausgetauscht, zwei Dinge gehen über in ein drittes. Vor und zurück blättert der Wind in den Seiten, verweilt einige Augenblicke bei einem Aufmacher, blättert dann weiter. Die Bilder wechseln so schnell im Wind, daß niemand mehr zu sehen vermag, was sie darstellen. Wird unsere Lust oder unsere Verachtung oder unsere Begierde oder unser Haß von einem verweilenden Aufmacher geweckt, können wir zufrieden sein. Und schließlich wandern auch unsere eigenen Gesichter vor und zurück über die Seiten, tauschen den Platz mit einem Ding, mit einem Geschlecht, mit einem Tier, mit einer Meinung. Dann und wann wird eine Seite herausgerissen und flattert im Wind davon, gleichzeitig wehen andere Blätter herein in das Gefirre und Geflatter der Bilder. Manchmal strecken wir eine Hand aus und reißen selber eine Seite aus dem Heft. Wir nehmen das Bild, um darauf zu spucken, um es an die Wand zu pinnen und ihm zu huldigen, es zu verehren, um uns damit die Schuhe zu putzen oder den Hintern abzuwischen, um uns in Erwartung einer wirklichen Begegnung von ihm erregen zu lassen . . .

Und zwischen den vom Wind umgeschlagenen Zeitungsseiten bewegen sich die Menschen wie Schatten, nach einem herausgerissenen Blatt suchend, das sie für ihr Spiegelbild halten können. Schatten nur, Schatten. Erinnerungen, die das Licht zurückgelassen hat von dem, das wir hätten sein können. Schatten, blind für andere Schatten. Schatten, die ein übers andere Mal in andere Schatten hineinfallen. Schatten, die die Bewegungen der unentwegt im Wind wechselnden Aufmacher der Zeitschrift bilden. Niemand wird in dem Gewimmel im Rinnstein sichtbar. Unter den Schatten findet sich nicht eine Gestalt, die wiederzuerkennen ist. Unter den Schatten kann nur ein Engel sichtbar sein.

Ich bin ein Teil des Windes gewesen, der zwischen den Bildern im Rinnstein vor und zurück geblättert hat. Zuerst

glaubte ich, einem Zusammenhang anzugehören, einer Gemeinschaft in Bewegung. Dann glaubte ich, ich kletterte in einer Art Karrierehierarchie nach oben, in einem Markt in Bewegung. Schließlich redete ich mir ein, daß ich in beiden Welten existierte. Doch jetzt kann ich sehen, daß ich nur ein Teil des Windes gewesen bin, des Windes, der die Seiten der Zeitschrift dort im Rinnstein vor und zurück blättert. Und nun bin ich . . . nichts. Ich bin ein sterbender Mensch, der zu entdecken versucht, was eventuell von seiner Menschlichkeit noch übrig ist.

Einige von meinen Jacketts, die zu den besten in meiner Garderobe gehören, ziehe ich jetzt nicht mehr an. Ich distanziere mich nicht von etwas, indem ich sie nicht mehr anziehe. Es ist kein Aufruhr. Ein paar der Sakkos sind maßgeschneidert, andere die beste Konfektionsware, die es gab. Zwar habe ich jetzt sicher mindestens fünfundzwanzig Kilo abgenommen, aber nicht, weil sie mir jetzt viel zu groß sind, trage ich diese Jacketts nicht mehr. Eher bin ich wie ein Pastor, der sein Amt aufgegeben hat und seinen weißen Kragen und die schwarze Jacke nicht mehr trägt. Er muß deswegen nicht die Kirche hassen oder den Glauben wechseln wollen. Aber er hat sein Amt aufgegeben, und der Kragen mag liegen, die Jacke mag hängen bleiben.

Manchmal, wenn ich fernsehe oder eine Tageszeitung überfliege, blitzt plötzlich eine Idee auf, und der Gedanke, Torvald im Büro anzurufen, schießt mir durch den Kopf. Doch dann erinnere ich mich und lasse alles bleiben. Ich sehe mich nicht zurück, ich wünsche nichts. Nicht einmal vor dem, was hier in meinem Körper wächst und was mich langsam zerstört, spüre ich Angst. Wenn ich einen einzigen Wunsch habe, dann ist es der, daß alles für ein paar Augenblicke still bleiben soll. Dann würde ich einen kurzen Schritt aus mir selbst heraustreten, um zu sehen, wer ich bin. Ansonsten wünsche ich nichts. Ansonsten mag der Wind genauso gerne weiter wehen. Ansonsten mag die Zeit mit mir umgehen, wie sie will.

Manchmal denke ich, daß ich in meinem Leben so viele Wünsche gehabt und auch so viele von ihnen erfüllt bekommen habe, daß keine Wünsche oder Erwartungen mehr übrig sind. Genau wie meine Ideen und Gedanken im Studio mit der Zeit immer starrer und lebloser wurden, sind meine Wünsche inzwischen wie leere Gefäße ohne Boden. Die ganze Zeit der Welt ist in sie eingefüllt worden, ist durch sie hindurchgegangen und im Sand verronnen. Die Gefäße sind zurückgeblieben, leer und klanglos, wie die Schatten allen Lebens um mich her. Daß die Gestalten auf all den Kanälen des Kabelfernsehens wirklicher erscheinen als die Menschen, denen wir täglich begegnen, kam mir einmal wie ein faszinierender Gedanke vor, über den man ein Gespräch führen konnte. Nun kann ich nur sehen, daß es so ist. Schatten sind Schatten, und daran ist nichts Faszinierendes.

Vor ein paar Tagen sah ich einige Jugendliche unten beim Supermarkt. Sie redeten miteinander, und ich konnte kein Wort verstehen von dem, was sie sagten. Für mich waren es nur Stimmen, nur Laute, Gesten und Mienenspiel, die vergeblich Kontakt suchten zu dem, was sie ausdrücken wollten. Ich blieb stehen und gaffte sie an. Schließlich drehten sie sich um und lachten über mich. Aber ihr Lachen schien vollkommen unbegreiflich. Wenn ich darin etwas finden sollte, das ich als menschlich wiedererkenne, dann müßte es sein, wie wenn man in einem der Naturprogramme im Fernsehen die Tiere ansieht. Ihre Bewegungen und Laute fesseln unsere Aufmerksamkeit, weil wir die ganze Zeit etwas in sie hineinzulesen vermögen, das bei uns selbst verlorengegangen ist. Und dennoch habe ich gelesen, daß die Produzenten von Disneys Dokumentarfilmen nichts über die Laute der geschilderten Tiere wußten, als sie ihre ersten Naturfilme machten. Da beauftragten sie dieselben Künstler, die Donald Duck und Schweinchen Schlau ihre Stimmen geliehen hatten, den wilden Tieren ihre Lock- und Warnrufe zu geben. Es soll eine Pinguinart geben, deren in gewissen ornithologischen Handbüchern beschriebener Laut in Wirklichkeit in einem